

Ladakh: Bis an das Ende der Welt und ein Stück weiter

Von Marcus Lindemann

Vor 20 Jahren durften erstmals Touristen nach Ladakh, ein altes Königreich am nördlichsten Zipfel Indiens. Seither locken die alten buddhistischen Klöster und die karge Himalayalandschaft immer mehr Menschen aus dem Westen nach "Klein-Tibet". Es sind vor allem Wanderer, Bergsteiger und Alternativtouristen, die auf der Suche nach einem unberührten Landstrich, auf der Flucht vor "der Zivilisation" hierher kommen. 15.000 sind es in jeder Saison,

darunter 2.000 Deutsche. Im nächsten Jahr sollen es noch deutlich mehr werden, wenn zusätzlich zur staatlichen indischen Flugesellschaft (Indian Airlines) auch die indische Lufthansa-Tochter Modi-Luft nach Ladakh fliegen wird. Bislang begrenzt die Anzahl der Flüge die Zahl der Touristen. Die einzige Alternative zum Flug ist die Reise mit dem Bus, doch die dauert drei Tage und ist vielen zu beschwerlich. Nach 24 Stunden erreicht der Autobus von Neu-Delhi aus

die kleine Stadt Manali im Kullu-Tal. "Kullu" bedeutet soviel wie "Ende der bewohnbaren Welt" und das ist es auch für die Inder. Jenseits von Manali findet sich kein hinduistischer Tempel mehr, dafür ist nach 50 Kilometern Fahrt auf dem Rohtang-Pan (3.980 Meter) das erste Zeichen der Kultur zu sehen, die hinter diesen Bergen Zuhause ist: eine Chorte. Das ist ein weißer kegelförmiger Reliquienschein, der für die Buddhisten den Aufbau der Welt symbolisiert.

Der Rohtang-Paß ist eine Weterscheide. Diesseits liegen die fruchtbaren Täler Nordindiens, jenseits beginnt die karge Mondlandschaft Ladakhs. Sie wird nur an ihren Rändern von den Monsunregen erreicht. Der Paß ist überhaupt nur in den Sommermonaten befahrbar, wenn Schnee und Eis des Himalayas die Straße freigeben.

Anreise über die zweithöchste Straße der Welt

Von hier bis nach Leh, in die größte Stadt Ladakhs, dauert die Busreise noch knapp zwei Tage: 425 Kilometer Fahrt auf der notdürftig befestigten Straße; drei Mal wird die Luft spürbar dünn, zuletzt auf dem 5.360 Meter hohen Tanglang-Paß, der zweithöchsten befahrbaren Straße der Welt. Etliche Male werden die Passagiere den Atem anhalten, denn, aus dem Bus betrachtet, sind die Schluchten nicht malerisch, sondern steil und gefährlich. Ein Erdbeben, ein Steinschlag oder ein riskantes Ausweichmanöver, und der Bus stürzt in die Schlucht. Alte Wracks sind auf der ganzen Strecke zu sehen - eine Mahnung an die Busfahrer.

So geschützt galt Ladakh lange als unberührt von unserer Welt diesseits der Berge. Bis 1975 ließ die indische Regierung niemanden in das strategisch wichtige Gebiet, das an die beiden indischen Kriegsgegner China und Pakistan grenzt. Als erste kamen im Juli 1975 neun Amerikaner - Ladakh bekam einen Platz auf der Karte der Globetrotter.

1975 kamen die weißen Männer mit den rotgebrannten Gesichtern

Der Inhaber des "Old Ladakh Guest House", Mohammed Akbar, erinnert sich noch genau an jenen Tag vor 20 Jahren, an dem die Amerikaner nach Leh kamen. Der ganze Ort sei auf den Beinen gewesen, täglich seien "Hunderte" zu seinem kleinen Gästehaus



Alter Ladhaki mit Gebetsmühle (Foto: Walter Keller)

gekommen, um die weißen Männer aus dem Westen mit ihren rotgebrannten Gesichtern zu begaffen. Wie die Touristen die Region verändern werden, ahnte niemand. Nur, daß es ein bedeutender Einschnitt in der Geschichte des Volkes der Ladakhi sein würde, war allen klar, sagt ein altes tibetisches Sprichwort doch: "Wenn ein Tal nur über einen steilen Paß zu erreichen ist, kommen lediglich gute Freunde oder schlimme Feinde."

"Touristen sind wie Marsmenschen"

Die Amerikaner brachten die ersten Kaugummis, Schokolade und Zigaretten - doch es sind nicht nur diese Symbole unserer Konsumkultur, die nach Ladakh kamen. Der Wandel ist viel tiefgehender. sagt die Sprachforscherin Helena Norberg-Hodge. Sie lebt seit 1975 in der Region und engagiert sich seither für den Erhalt der Kultur Ladakhs. Dafür wurde sie 1986 mit dem alternativen Nobelpreis ausgezeichnet. Die Ankunft der Touristen vergleicht sie mit der Landung von Marsmenschen: Da sind plötzlich bunt gekleidete Menschen, die nicht arbeiten, sich aber alles leisten können.

Den psychologische Druck beschreibt die Ladakh-Expertin als ganz enorm. Seit 1975 durchlaufe Ladakh eine Modernisierung im Zeitraffer, eine rasante Anpassung an den Westen. Den Startschuß gab die Ankunft der Touristen, dann wurde der Tauschhandel durch die Geldwirtschaft ersetzt, das selbstgenügsame Wirtschaften für den eigenen Lebensunterhalt aufgegeben. Viele Bauern zogen voller Hoffnung vom Land in die Stadt - dort gibt es jetzt die ersten Slumhütten.

Dahin ist die wirtschaftliche Autarkie der ganzen Region: Auf der Fahrt nach Leh begegnen den Touristenbussen vor allem schwer beladene Lastwagen. Sie bringen das meiste, was in der Bergregion zum Leben nötig ist. Früher war Ladakh weitgehend autark, und nur Salz wurde importiert.

Auf den Dörfern wird mit der Sichel geerntet

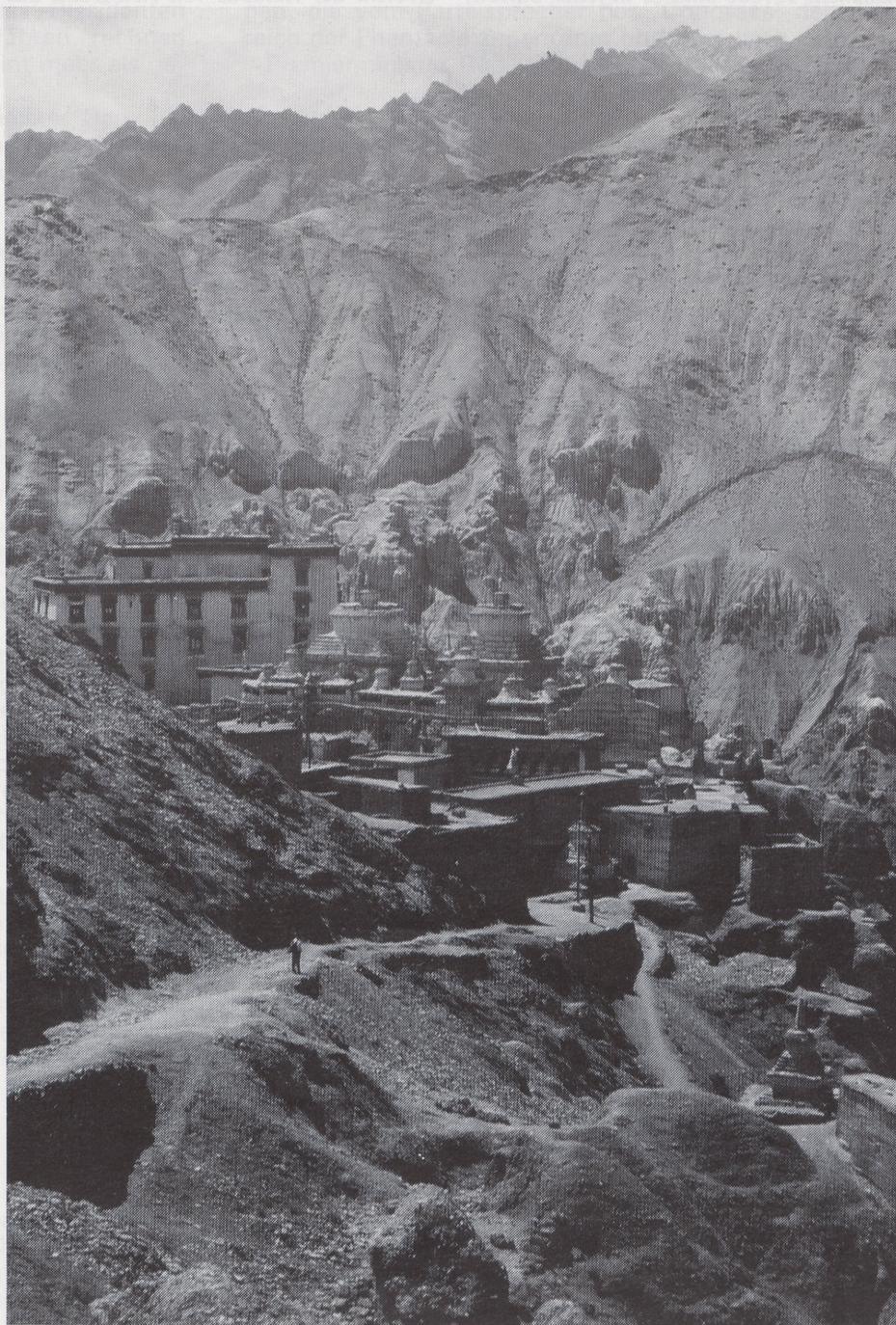
Auf den Dörfern aber gibt es noch das Ladakh, das die Touristen, wie 1906 schon den schwedischen Asienforscher Sven Hedin, hierher lockt. Im Dorf hinter dem Kloster Lamayuru, 150 Kilometer westlich von Leh, hat sich noch nicht allzu viel geändert. Die Menschen bestellen ihre Felder, Gerste und Weizen werden mit der Sichel geerntet, Frauen spinnen Garn mit der Hand und jeden Tag bringt ein anderer Dorfbewohner etwas zu Essen ins Kloster zu den Mönchen: Es gibt grob gemahlene Mehl zusammen mit einem salzigen Buttermilch-

manchmal auch mit ein paar Erbsen oder Brot.

Das Kloster selbst liegt malerisch auf einem Hügel in einem Tal und ist zur Mittagszeit Touristenattraktion - morgens und am Nachmittag kommt kaum jemand nach Lamayuru, denn die nächsten Hotels liegen Stunden entfernt. Die Mönche verlangen ein kleines Eintrittsgeld und ärgern sich ansonsten über viele Touristen: Mit Shorts und freizügigen Träger-T-Shirts soll niemand das Kloster betreten und auch die Schuhe müssen ausgezogen werden. Einige Touristen empfinden das als Zumutung, regen sich darüber auf und kaufen sich von diesen Anstandsregeln frei - mit soviel Geld, daß die Mönche nicht mehr nein sagen können. Geld bekommen auch die

Kinder aus dem Dorf für das Posieren vor den Fotoapparaten der Touristen.

Selbst in einem Dorf, das nur zu Fuß und mit Lastenmulis oder Ponies erreicht werden kann, kommen die Kinder angelaufen und fragen nach einem Bonbon, einer Rupie-Münze oder einem Kugelschreiber. Schon von weitem schreien sie "One pen, one bonbon!" Ein Alptraum für all die Alternativtouristen, die einen Moment lang glaubten, der Zivilisation entkommen zu sein. Dafür ist man schließlich nicht hierher gefahren, bis an das "Ende der Welt" und dann noch ein Stückchen weiter. Wer nach Ladakh kommt, will in die Berge und die Dörfer, wo nur der Kerosin-Kocher verrät, daß Kontakt zur Welt auf der anderen Seite der Berge besteht. Und der Kocher steht



Lamayuru ist eines der ältesten und schönsten buddhistischen Klöster in Ladakh. (Foto: Lindemann)

versteckt in der Küche, wo kein Tourist hinkommt.

Müsli und Pumpernickel aus der "deutschen" Bäckerei

Geessen wird dann doch lieber das expeditionstaugliche Fertiggericht aus dem Ausrüstungsladen daheim. In Leh selbst gibt es dann auch alles, was der "alternative" Abenteuer tourist schätzt. Neben Restaurants mit tibetischer und indischer Küche gibt es nicht weniger als drei sogenannte "German bakeries" (deutsche Bäckereien) mit Café oder Restaurant. Da gibt es dann Müsli, Pumpernickel, Espresso und auch Pizza und Spaghetti Bolognese.

Mittlerweile, nach 20 Jahren touristischer "Entwicklung", gibt es 107 Hotels und Herbergen in Leh. Knapp 3.000 registrierte Betten hat die Stadt, die selbst nur 8.000 Einwohner hat. "Zahlenverhältnisse wie in Paris oder Österreich", nennt Anoop Khanna das.

Er ist stellvertretender Tourismusdirektor der zuständigen Landesregierung von Jammu & Kaschmir. "Tourismus bedeutet den Verlust von Kultur, aber es ist gut für die Wirtschaft." sagt er. Ladakh ergeht es wie zuvor schon so vielen Landstrichen in aller Welt: "Ladakh ist ein Paradies. Schade, daß es zerstört werden wird.", hat schon 1975 ein pessimistischer Tourist prophezeit. Freilich, es war schon mal besser, wirtschaftlich zumindest. Bis 1989 war das Kaschmir-tal das Hauptziel der Touristen im nördlichsten Bundesstaat Indiens. Doch seit dort wieder bürgerkriegsähnliche Zustände herrschen, werden weniger als 10 Prozent der einstigen Besucher gezählt. Da trifft es sich gut, daß der Distrikt Ladakh nicht nur über Kaschmir erreicht werden kann, sondern auch per Flugzeug oder mit dem Bus über eine rund 300 Kilometer weiter östlich verlaufende Route. Und so kommen heute mehr Touristen nach Ladakh als nach Kaschmir. Im nächsten Jahr kommen dann noch die

zusätzlichen Flüge der Modi-Luft hinzu. Mohammed Akbar im "Old Ladakh Guesthouse" wird sich ab der nächsten Saison wohl jede Nacht den Kopf über die Touristen zerbrechen. Sein Hotel ist heute schon immer voll belegt, doch wenn nachts die Touristen mit Taschenlampen durch die engen verwinkelten Gassen von Leh irren und an das Tor zum Innenhof des kleinen Hotels klopfen, fällt es Mohammed Akbar schwer, die Gäste fortzuweisen. Er räumt dann sein eigenes Zimmer oder die Küche für die Gäste und schläft draußen auf der kleinen Veranda. "Geld bedeutet doch nichts - jemandem zu helfen, darauf kommt es an", sagt der über 60jährige, der in Ladakh aufwuchs, als Tauschhandel und gegenseitige Hilfe noch die Regel waren. So steht selbst er für das alte Ladakh, für die Zeit vor jenem Tag im Juli 1975, an dem er sein Haus für die Touristen öffnete.

(Marcus Lindemann ist freier Journalist und lebt in Berlin)

Ladakh Autonomous Hill Council:

Chance für eine "bessere" Zukunft?

von Gerhard Emmer

Am 3. September 1995 wurde mit der Unterzeichnung des 'Autonomous Hill Councils' für Ladakh ein lang gehegter Traum wahr. Doch die Freude an der neu gewonnenen Teilunabhängigkeit wurde bereits vor der Unterzeichnung durch Demonstrationen und Streiks getrübt. Mittlerweile hat der Druck auf den 'Hill Council' noch zugenommen. Kritik wurde dabei nicht nur am Fehlen jeglicher Oppositionspartei im 'Hill Council' sondern auch an der Regierungsmannschaft geübt. Es drohen aber auch die früheren Konflikte zwischen den Religionsgruppen wieder aufzubrechen. Der 'Hill Council' hat dabei allerdings nur eine Chance: es besser zu machen, als es bisher die Regierung in Srinagar getan hat. Schonfrist hat er angesichts des dynamischen politischen Prozesses jedenfalls keine.

Der Sommer 1995 wird sowohl für zahlreiche Ladakhis als auch für so manche ausländische Touristen in unvergesslicher Erinnerung bleiben. Nicht nur, daß das Wetter Kapriolen schlug und Ladakh Niederschläge bescherte, die in den letzten 20 Jahren nahezu einmalig waren und das Land vom restlichen Indien zeitweise vollkommen abschlossen; auch die Politik war durch ein ständiges Auf und Ab gekennzeichnet. Insgesamt war es aber für Ladakh ein außerordentlich entscheidender Zeitraum, denn mit der Unterzeichnung des 'Ladakh Autonomous Hill Council' wurde ein neues Stück Geschichte Ladakhs geschrieben. Ein jahrelanges zähes Ringen mit den Regierungen in Delhi und Srinagar ging voran, bis es am 3. September 1995

endlich soweit war, daß der Vertrag im Rahmen des Ladakh Festivals auf dem Poloplatz in Leh, im Beisein des Gouverneurs von Jammu & Kashmir, General a.D. Krishna Rao, feierlich unterzeichnet werden konnte. Trotz trüben, regnerischen Wetters war es ein farbenprächtiges Fest, und tatsächlich hatten auch die über 10.000 Zuschauer allen Grund zur Freude: ein erster Schritt in Richtung Autonomie wurde getan. Doch bis Ladakh vollkommen auf eigenen Füßen wird stehen können, sollte dies überhaupt jemals der Fall sein, ist es noch ein weiter Weg.

Als Grenzregion ist Ladakh derzeit noch vollkommen von Subventionen aus Delhi abhängig und wird es wohl noch längere Zeit bleiben, denn zahlreiche

dringend notwendige Investitionen, vor allem im Energiesektor, sind zu tätigen. Dennoch hoffen die lokalen Politiker auf wirtschaftliche Prosperität, da nun Geld direkt aus Delhi und nicht auf dem Umweg über Srinagar kommen soll. In der Vergangenheit wurde die Regierung in Srinagar immer wieder dafür verantwortlich gemacht, daß die Zuteilungen relativ spärlich ausfielen. Dadurch entstand zumindest bei der buddhistischen Bevölkerung der Eindruck, daß die Förderungen primär für Projekte in Kashmir verwendet wurden, wenn sie nicht überhaupt in dunklen Kanälen versickerten. In Zukunft wird es derartige Ausreden aber nicht mehr geben, und die lokalen Politiker müssen beweisen, daß sie die Gelder zweckentsprechend einsetzen.